Theresa Ciroth
Der verirrte Jäger – Joseph von Eichendorff

Der verirrte Jäger[1]

1 »Ich hab‘ geseh’n ein Hirschlein schlank
2 Im Waldesgrunde steh’n,
3 Nun ist mir draußen weh’ und bang,
4 Muß ewig nach *ihm* geh’n.

5 Frischauf, ihr Waldgesellen mein!
6 Ins Horn, ins Horn frischauf!
7 Das lockt so hell, das lockt so fein,
8 Aurora tut sich auf!«

9 Das Hirschlein führt den Jägersmann
10 In grüner Waldesnacht,
11 Talunter schwindelnd und bergan,
12 Zu niegeseh’ner Pracht.

13 »Wie rauscht schon abendlich der Wald,
14 Die Brust mir schaurig schwellt!
15 Die Freunde fern, der Wind so kalt,
16 So tief und weit die Welt!«

17 Es lockt so tief, es lockt so fein
18 Durch’s dunkelgrüne Haus,
19 Der Jäger irrt und irrt allein,
20 Find’t nimmermehr heraus. –

Das Gedicht *Der verirrte Jäger* entstammt dem 1815 erschienenen und von Joseph von Eichendorff verfassten Roman *Ahnung und Gegenwart*. Es ist in das 23. Kapitel eingebunden, in dem der bis dahin verschollene Rudolph seinem Bruder Friedrich, dem Hautprotagonisten des Romans, seine Lebensgeschichte erzählt. Seine frühere Geliebte Angelina habe es mehrmals gesungen, bevor sie in den Wagen eines fremden Mannes stieg und verschwand (vgl. AuG, S. 348f).

Über fünf Volksliedstrophen zu je vier Versen vollzieht sich die fatale Verführung eines Jägers durch ein »Hirschlein« (V1). Der durchgängige Kreuzreim entspricht einem inhaltlichen

[1] Publikationsgeschichte nach Hartwig Schulz: J*oseph von Eichendorff Gedichte Versepen*, Frankfurt am Main 1987, S. 934.: Erstdruck 1815 in *Ahnung und Gegenwart* ohne Titel; 1826 in Joseph von Eichendorff, *Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen*, Berlin 1826 unter dem Titel *Der verirrte Jäger*; 1837 in *Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff*, Berlin 1837 unter gleichem Titel; Nach Gertrud Pulicar*, Eichendorff und Wien*, Diss. Wien 1944 (masch.) 1812 entstanden.

Wechsel aus Zuversicht und Verlassenheit. Die durch den Jambus hervorgerufene Dynamik[2] spiegelt die von Veränderung geprägte Gedichthandlung wider: So zeigt sie einerseits das fortschreitende Verirren, andererseits die schwankende Stimmung des lyrischen Ichs auf. Indem jeder jambisch-schwungvolle Vers von einer männlichen, melodisch stumpfen Kadenz abrupt beendet wird, deutet sich versweise das desillusionierende Ende der Gedichthandlung an.

Der selbstbewusste Gedichtbeginn anhand des unvermittelten »Ich[s]« (V1) rückt das lyrische Ich in den Fokus. Indem es »ein Hirschlein schlank« (V1) im »Waldesgrunde« (V2) gesehen hat, spannt sich das symbolträchtige Panorama des Geschehens auf: Der Hirsch als männlich-majestätisches Tier und Symbol der Stärke und Erotik[3] wird als *schlankes* Hirsch*lein* verniedlicht zum verführerischen Objekt der Begierde. Der Wald schreibt die Handlung zunächst arglos in den volksliedtypischen Ort der »freien, gesellschaftsvergessenen Liebe«[4] ein. Dass die Verlockung in ein »weh'[es] und bang[es]« (V.3) Empfinden umschlägt, wird durch die schutzlose Verortung »draußen« (V.3) unterstrichen. Der Ausgang des Gedichts wird am Ende der ersten Strophe bereits vorweggenommen: »Muß ewig nach *ihm* geh'n.« (V4) Das Verb *müssen* suggeriert einen Zwang dem Hirsch zu folgen. Indem *»ihm«* (V4) kursiv hervorgehoben ist, wird das Abhängigkeitsverhältnis des lyrischen Ich vom Hirsch verdeutlicht. Ebenso aufschlussreich ist die Verwendung des Verbs »geh'n« (V4): Als Jäger müsste das lyrische Ich nach dem Hirschen *jagen*, ihn *erlegen* wollen, nicht aber – verhältnisweise schwach und in Abhängigkeit stehend – nach ihm *gehen*.

Die zweite Strophe beginnt mit einem euphorischen Aufruf der »Waldgesellen« (V5) und steht somit in Kontrast zur einerseits zunehmenden Einsamkeit, andererseits zur Verängstigung der Strophe zuvor. Gerahmt wird der Ausruf durch das treibende »Frischauf […] | […] frischauf!« (V5f) verbunden mit der Wiederholung »Ins Horn, ins Horn« (V6). Die typischen Hornklänge der Jagd werden hier in Worte übersetzt. Die Verlockungen des Jagens werden als »hell [und] fein« (V7) beschrieben, was durch die metaphorische Aurora unterstrichen wird: Die Göttin der Morgenröte verleiht der Jagdszenerie göttlichen Glanz.

Durch die Erzählerstimme werden Hirsch und Jäger in Strophe 3 als der Tradition widerläufige Gegenspieler erneut verdeutlicht: »Das Hirschlein führt den Jägersmann« (V.9). Das Hirschlein ist dem stark wirkenden Jäger entgegengesetzt. Durch die Personifikation des Tieres, das den Menschen führt, wird das Hierarchiegefälle umgekehrt: Der Jäger muss ihm erniedrigt

[2] Vgl. Burdorf 1997, S. 77f.
[3] Vgl. Butzer/ Jacob 2012, S. 184.
[4] Bormann 1984, S. 313.

»[t]alunter schwindelnd und bergan« (V11) folgen. Die Machtsymbolik des Jägers[5] wird somit gebrochen. Die Widersprüchlichkeit der »grüne[n] Waldesnacht« (V10) verweist farbsymbolisch einerseits auf eine hoffnungsfrohe Szenerie, andererseits steht das Grün des Waldes der Schwärze der Nacht entgegen, welche vom düsteren Unheil kündet.

Ab Strophe 4 äußert der Jäger direkt seine Sinneswahrnehmung: »Wie rauscht schon abendlich der Wald, | Die Brust mir schaurig schwellt!« (V13) Der Fokus rückt auf das Nächtliche und Düstere. In hastigen Halbsätzen führt der Jäger seine problematische Situation aus: »Die Freunde fern, der Wind so kalt, | So tief und weit die Welt!« (V15f) Diese Aussicht lässt wenig Hoffnung bestehen: Raue äußere Bedingungen verbinden sich mit innerlicher Einsamkeit und münden in der bedrohlichen Wahrnehmung einer unnahbaren Welt.

Die »fein[en] [und] hell[en]« Verlockungen (V7) aufgreifend beginnt die letzte Strophe: »Es lockt so tief, es lockt so fein« (V17) – *es* kann als das Hirschlein gelesen werden, dessen lockende Kraft auf den Jäger bestehen bleibt, sich allerdings von einer *hellen* zu einer *tiefen* entwickelt hat: Einerseits verweist sie auf das tiefe Eindringen in den Wald, andererseits nimmt sie die furchtgeprägte Beschreibung der Welt als »tief und weit« (V16) auf. Dass der Wald metaphorisch als »dunkelgrüne[s] Haus« (V18) bezeichnet wird, zollt der Ambivalenz des Ortes Rechnung: Das Blätterdach kann sowohl Schutz bieten als auch Stätte mystisch-dunkler Gefahr sein. Die letzten beiden Verse widmet der Erzähler in nüchterner Sprache dem Schicksal des Jägers, dieser selbst erscheint bereits verstummt: »[Er] irrt und irrt allein, | Find't nimmermehr heraus. –« (V19f). Erst das Umherirren des Jägers wird im Aktiv geschildert: Die Tragik der Handlung erlaubt nur die *Aktivität* des Irrens, was hilfloses statt lösungsorientiertes Handeln impliziert. Durch die doppelte Beschreibung von *Irren* und *alleine Irren* wird die Fatalität des Zustands des Jägers hervorgehoben: Die Orientierungslosigkeit gipfelt in der Einsamkeit. Insofern erscheint es logisch, dass keine Lösung eintreten kann: » [Er] Find't nimmermehr heraus« (V20). Mit abschließender Konsequenz fällt die Erzählerstimme ein Schlussurteil.

Mittels dieser fein abgestimmten stilistischen, inhaltlichen und strukturellen Eigenheiten des Gedichts ergibt sich das Bild eines Changierens zwischen den Konsequenzen des bereitwilligen Sich-verführen-Lassens und der lockend-manipulierenden Verführung: Resultat ist die rettungslose Verlorenheit. Die symbolischen Bedeutungen der Jagd und des Hirsches verkehren sich: Die Jagdsituation schreibt den Jäger zunächst in eine auf Besitz ausgerichtete

[5] Vgl. Butzer/ Jacob 2012, S. 202.

Liebessemantik ein.[6] Diese kehrt sich jedoch um: Als Objekt der Begierde, das »als Subjekt [aber] geleugnet oder mißachtet«[7] wird, entfaltet der Hirsch seine verführerische Kraft, sodass der Jäger ihm verfällt. Die Verortung in den dunkel werdenden Wald bietet die passende Kulisse für verhängnisvolle Beziehungen.[8] Die Lockungen des Hirschs treten auf »als Zauber, der in eine Fremde führt, aus der sich der Bezauberte nicht zu retten weiß«[9] und enthalten damit dämonische Züge. Trotz dieser Verführungskunst des Hirschs ist kein eindeutiger Schuldspruch zu sprechen: Das Gedicht bezieht die ausschlaggebenden Begierden des Jägers ein und kann nur vor diesem Hintergrund die gezielten Verlockungen des Hirschs in seiner absichtsvollen Fatalität präsentieren.

Der Kontext, in dem *Der verirrte Jäger* in *Ahnung und Gegenwart* gesungen wird, legt begrenzt eine Übertragung des Gedichtinhaltes auf die Umstände des Singens nahe: Eingebettet ist es in die Erzählung Rudolphs von seiner Vergangenheit. Laut Rudolph habe er Angelina das Lied beigebracht und sie habe es schließlich gesungen, während sie ihn in einer diffusen Situation verließ. »[Z]ierlich als Jäger« (AuG, S. 348) verkleidet wird sie von einem fremden »großen Mann, bewaffnet und in einen langen Mantel vermummt« (AuG, S. 349) abgeholt. Obwohl Angelina scheinbar freiwillig mitfuhr, spricht Rudolph von dem Mann als ihrem »Entführer« (AuG, S. 349). Diese neue Beziehung kann sie nicht langfristig zufrieden stellen, sie bekennt: »[I]ch bin traurig bei aller Lust« (AuG, S. 355). Dementsprechend lässt sich das widersprüchliche Bild aus dem Gedicht übertragen: Angelina wird als verkleidete Jägersfrau von einem lockenden Wesen vereinnahmt und schließlich hilflos zurückgelassen. Gleichzeitig verkörpert sie zudem die auslösende Begierde des Jägers: Ihre Augen schweifen »lüstern rechts und links« (AuG, S. 347). Ihr Verhalten provoziert damit geradezu eine Verführung. Schließlich verbindet sich die Ausweglosigkeit am Ende des Gedichts mit Leontins Annahme, Angelina sei die weiße Frau (vgl. AuG, S. 360). Indem auf dieser ein gewisser Fluch zu liegen scheint, wird das dämonisierte Verlorensein »Find’t nimmermehr heraus. –« (V20) des Gedichts im Romangeschehen gespiegelt.

[6] Vgl. ebd., S. 316f.
[7] Ebd.
[8] Vgl. Nienhaus 1992, S. 213.
[9] Butzer/Jacob 2012, S. 317.

Primärliteratur:
Joseph von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart. Sämtliche Erzählungen*, hg. v. Wolfgang Frühwald/ Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007.

Weiterführende Literatur:
von Bormann, Alexander: »Das zertrümmerte Alte«. Zu Eichendorffs Lorelei-Romanze Waldgespräch, in: Wulf Segebrecht (Hg.): *Gedichte und Interpretationen*. *3. Klassik und Romantik*, Stuttgart 1984, S. 306-319.
Burdorf, Dieter: *Einführung in die Gedichtanalyse*, 2. Aufl., Stuttgart 1997.
Butzer, Günter/ Jacob, Joachim (Hrsg.): *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, 2., erweiterte Aufl., Stuttgart 2012.
Nienhaus, Stefan: »Waldessprache«. Anmerkungen zu zwei Gedichten Joseph von Eichendorffs, in: Hans Geulen/ Andreas Gößling (Hg.): *Critica poeticae. Lesarten zur deutschen Literatur*, Würzburg 1992, S. 205-217.